

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 293 **Bromberg, den 22. Dezember 1932.**

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

(14. Fortsetzung.)

Obwohl ich mit jenen Dingen, die man Versuchungen zu nennen pflegt, über den Gipfel war, suchte ich nach anderer Arbeit, um nicht allzu oft in Frau Evas Nähe zu sein. Vielleicht hatte die Wirtin nicht minder gekämpft als ich; denn sie bot mir eines Morgens an, beim Vertreter des inhaftierten Gemeindevorstehers Pankraz Wendland einen Bittgang für mich zu tun. Ich könnte Tisch und Obdach im Gasthaus behalten, aber tagsüber sollte ich einem Geschäfte nachgehen, das seit Jahren schon in Mostheim notwendig geworden sei. Da lag nämlich am Ufer immer noch der hölzerne Kahn, mit dem ich um die Jahreswende durchs Treibeis nach Lorch gerudert war. Dieser Kahn sei herrenlos geworden, sagte Eva Anker, der Fährmann aus der Vorkriegszeit wäre in Rußland gefallen, der Nachen gehöre jetzt der Gemeinde.

Ich war bereit, das Erbe des Toten zu übernehmen, da konnte ich mein eigener Herr sein. Das Gemeindeamt schrieb mir den Pachtschein für den Sommer aus, ich spürte ein Weiterkommen, das machte froh wie ein reines Hemd. Ein alter Schiffer aus dem Ort belehrte mich noch über die Tücken des Stroms, auch zeigte er mir, wo der Anker für das Schartau versenkt werden mußte, denn meine Fähre sollte eine Seilfähre werden, die ich nicht mühsam zu rudern, sondern nur durch gescheites Steuern in der Strömung hinüber und herüber zu deichseln brauchte.

Drei Tage lang arbeitete ich am Ufer, das Wetter war warm und gnädig. Der Kahn wurde geteert und gedichtet, die Holme bekamen frische Plätten, der Staken erhielt eine neue Stahlkrampe, die Sitzbank grasgrünen Anstrich. Und beim Stapellauf halfen mir alle Jungens aus dem Dorf, am Abend stand sogar eine Notiz im Kreisblatt, daß Mostheim nach fünfjähriger Pause endlich wieder sein Fährboot hätte.

Daß das Geschäft blühte, war ein Beweis für Eva Ankers Behauptung, die von der Notwendigkeit des Fährbetriebs ausdrücklich gesprochen hatte. Zwar kassierte ich heute einen Zweimarkschein und übermorgen schon einen fetten Fünfer, aber selbst dieser geblähte Papierrummel freute mich, weil ich ihn erarbeitet hatte. Kaufen konnte man nicht viel dafür, vielleicht würde ich im nächsten Jahr schon Millionär und dennoch ein armer Teufel sein. Aber ich war wieder froh und kräftig geworden durch eine Arbeit, die mir nicht nur ein Werk schien, die mich auch von der Frühe bis zur Nacht in die Natur verbannte, von der ich in jedem Wasserspritzer und in jedem Windstoß ein kühles Quentchen kosten durfte. Und immer die Berge im Angesicht, immer Menschen im Boot, denen ich dienen durfte, weil sie auf mich angewiesen waren. Zuweilen verirrten sich auch Franzosen und Amerikaner zu mir, die ließ ich in wertbeständiger Währung zur Ader, mit dem Steuer hielt ich auch ihr Leben in der Hand. Das Geld der Fremden sparte ich mir, oder ich bezahlte mit ihm mein Logis im Hause Anker, um nicht mit deutschem Papier zu nassauern. Diesen Totentanz der Währung nannte man Inflation; unsereiner wurde immer ärmer dabei, und dennoch ging das Gerücht, sehr viele verstünden es, sich am Untergang zu bereichern. Wunder und Rätsel, — ich begriff sie nicht und blieb nützlicher Fährmann bis in den brennenden Sommer. Ja, ich verbesserte mein Geschäft, ich wurde, wie man so sagt, technisch vollkommener. Denn meine Erfahrungen hatten mich gelehrt, daß bei auflaufendem Wind mein Boot zu langsam zwischen den Ufern kreuzte. Also baute ich zwei Schwerter an die Seiten, um die Wirkung des drückenden Stroms zu vergrößern.

Ich hatte zu leben, ich fand sogar Menschen, die mich ihren Freund nannten; einmal kam auch Eva Anker in den Kahn, weil sie frische Rheinluft schlucken wollte. Da sind wir dreimal hin und her gegondelt, einsam und ohne ein Wort zu reden. Als dann Frau Anker wieder in Mostheim an Land stieg, drückte sie mir die Hand, so daß ich etwas sagen mußte.

„Hoffentlich kommt der Adam bald wieder. Nur Geduld, Frau Wirtin, nur noch etwas Geduld!"

Welche Freude gewann ich am Licht der Sonne, zumal am Abend, wenn sich der Himmel im Rheinwasser zu flüssigem Kupfer auflöste.

*

Der nächste Tag des Schicksals sollte der 20. Juli werden. Ich war schon um fünf Uhr zum Ufer gelaufen, Ahnungen hatten mich aus dem Schlaf getrieben. Da mußte ich erleben, daß mich ein Bajonettposten barsch zurückstieß, ich hätte am Wasser nichts mehr zu suchen. Ich wich dem Kerl lachend aus, sprang den Damm hinunter, fiel in den Sand, erschrak dann aber vor dem Bild, das sich mir lärmend und mit tausendfältigem Gewelsche bot: Wohl drei Regimenter bläulicher Franzosen standen am Strand. Kanonen, Pferde, Reiter, Protzen, Bagage. Und unendlich viel Fußvolk, alles mit Stahlkiepe und Gewehr, mit Wickelgamaschen und aufgehucktem Gepäck. Die Befehle der Offiziere schwirrten durch die Morgenfrische, die Gäule schnaubten, die Achsen der Wagen stöhnten unter ihrer Fracht. Diese Fracht bestand aus Balken, Brettern, Tauen und rostigen Pontons. Ich verstand sofort, was hier gespielt wurde: Manöver, Flußübergang, Brückenbau. Ob der Krempel auf den Wagen ausreichte? Dies bißchen Holz und Tauwerk? Vielleicht für die Seine, vielleicht für die Loire, aber der Rhein würde sich heftig sträuben.

Ich wollte zu meinem Fährboot, doch fällten die Posten mir abermals das Bajonett entgegen. Ich durfte nur knurren, die Faust im Rock, die Zähne in der Lippe.

Es wurde 9 Uhr, es schlug elf, ganz Mostheim hielt Maulaffen feil, die Pionierbrücke war erst bis zur Strommitte gediehen Und immer wieder brachen die Joche wie faule Zähne aus der Reihe, ihre Anker packten nicht, ihre Ketten rissen wie morsche Kordel. Da wurde alles herangeschleppt, was noch am Ufer lag, man faßte in Rudeln an, man wickelte die Taue doppelt und dreifach, man flocht die Ketten zu dicken Kabeln, aber die Regimenter warteten immer noch auf den Flußübergang, die Nase der Brücke schnüffelte erst durch die Hälfte des Rheins. Blamage

fulminante, donnerwetterte ein Oberst, und er hatte wohl recht. Während die Pioniere sich lahm schufteten, setzten die wartenden Infanteristen schon ihre Gewehre zu Pyramiden zusammen, warfen sich in den Sand, rauchten, spielten Mundharmonika oder Kümmelblättchen . Die Artillerie kletterte von den Protzen, schraubte an den Kanonen die Bremsen fest und gab sich ebenfalls einem behaglichen Lagerleben hin. Dieses besonnte Faulenzen zog sich hinauf bis Heimbach und Trechtingshausen, einzelne Muskoten nahmen ein Bad, andre wuschen ihre Kochgeschirre mit Rheinwasser aus, denn der Mittag kam näher, das Gulasch in den Feldküchen warf schon Blasen. Da galoppierte der Oberst mit der Blamage fulminante spornstreichs an meine Fähre, schwadronierte zwei Sätze, und schon stand ein Pionier vor mir, der „Färre beslaggnamt" keifte und dann ein Dutzend Pioupious heranpfiff, daß sie anpacken sollten.

Konnte ich hindern, daß man ein Boot vom Schartau schnitt und zum Brückenbau abkommandierte? Es wimmelte von Flinten und Säbeln, ein Widerwort nur, und ich saß morgen bei Adam Anker. Ich verbiß das Weinen, die Bande war es nicht wert. Aber dem Schicksal wollte ich fluchen, weil es mich in einen Abgrund zurückstieß, aus dem ich mühsam geklettert war. Nichts schien mehr Bestand zu haben, nichts wollte die Zeit mir gönnen, obwohl ich mich immer — allen Vergeltungsgedanken zum Trotz — versöhnlich benommen hatte.

Ich blieb am Ufer und starrte mir die Augen wund. Da schleppten sie meine Fähre fort, als könnte mit ihrer Armseligkeit der Rhein vergewaltigt werden. Da der Oberst schon wieder kollerte, stürzten die Pionieroffiziere selber über die Brücke, um dem Gezauder ein Ende zu machen. Mittlerweile stillten die wartenden Fußregimenter ihren Kohldampf, es roch kilometerweit nach Rindfleisch und heißen Nudeln. Auch der Oberst kostete von dem Futter, und die Nudeln hingen in seinem Schnäuzer wie Lametta im Christbaum.

Die Leute von Mostheim kicherten schon, der kleinste Bube hatte Spaß, daß der Rhein sich wehrte und der Zug in den Kolonnen immer lockerer wurde. Blamage fulminante! Auch meine Fähre, von der man die mühsam gezimmerten Holzschwerter gerissen hatte, machte den Kohl nicht fett: Zum andern Ufer fehlten noch 200 Meter, das war eine klaffende Strecke. Im Ernstfall wäre das längst eine wüste Metzelei zwischen Fliehenden und Verfolgern geworden. Der Gaul des Herrn Obersten tanzte schon Polka auf den Hinterhufen, da brüllten die Mostheimer vor Vergnügen, die Pferde der andern Offiziere und die Gäule der zahllosen Gespanne folgten dem ungeduldigen Beispiel der obersten Rosinante. Der Kommandeur explodierte, auf seinen Befehl wurde das grinsende Volk der Winzer vom Damm gefegt, das gab Gezeter und Gekreisch. Die Großen stolperten über die Kleinen, die Mütter schützten ihre Kinder und fingen die Kolbenstöße der rasenden Gallier auf.

Aber die Brücke war nur um die Breite meines Nachens länger geworden, der Rhein floß ruhig drunter her, als ließe er sich nicht ärgern. Ich wollte mir ein Beispiel an ihm nehmen. Ein Wunder, daß der Herr Oberst das widerspenstige Wasser nicht nach einem altklassischen Vorbild peitschen ließ.

Das Schauspiel war mir schon langweilig geworden. Ich hatte mich schon entschlossen, nach Hause zu gehen, Teller zu waschen oder Kartoffeln zu schälen wie damals, als ich mir in Mostheim meine Heimrechte erwarb. Da hielt ein vielfältiger Aufschrei meine Beine fest, ich sah, wie den Poilus die Kochgeschirre aus den Pfoten sprangen, hörte, wie der Oberst mit zorngeschwollenem Schädel einen Fluch nach dem andern vom Stapel schickte, dann begriff ich erst, was geschehen war: Mein Fährboot war ausgebrochen und gekentert, sieben Poilus versanken im Rhein, ihr Hilfegeschrei hallte von den Bergen dreimal zurück. Mein Rücken fror, ich konnte das häßliche Gefühl der Schadenfreude nicht bannen. Dennoch riß ich mir die Stiefel aus, warf den Rock ab, rannte zur Brücke, kein Poilu dachte mehr daran, mir den blanken Spieß vor den Nabel zu setzen. Unglaublich, daß drei kriegsstarke Regimenter wie eine Hühnerfarm ratlos durcheinander flatterten, als sei der Fuchs durch die Latten gebrochen. Jeder sperrte das Maul auf, einer wurde gelber als der andere, und dort hinten schrien gurgelnde Stimmen um Hilfe. Vom letzten Ponton sprang ich kopfüber in die Strömung, schon folgten mir zwei beherzte Offiziere samt ihren niedlichen Orden. Wasser macht naß, dachte ich, da wollte mich einer der Ertrinkenden umklammern. Ich schmiß dem Tölpel meine Faust ans Kinn, daß er ohnmächtig wurde; dann reichte ich ihn einem der Offiziere weiter, die mit Rettungsringen zu Hilfe kamen. Ähnlich konnte ich einen zweiten und einen dritten Nichtschwimmer der „Grande Nation" am Wickel fassen, bis ich mich an meine Fähre wühlte, die kieloben an einem viel zu schmächtigen Brückenfaden zappelte. Zwei Pioniere hielten sich mit Schlottergesichtern an den Auslegern fest und halfen mir, den klobigen Kahn um seine Längsachse zu drehen. Dreimal ruckten wir, beim vierten Mal klappte das Kunststück, zwei neue Opfer pellten sich aus der Holzschale. Diese letzten Tauchkünstler himmelten schon, ihre Augen quollen wie grüne Mirabellen, die Gesichter waren blau vom Ersticken. Ein Glück, daß die Kerle lange Weiberhaare hatten, so konnte man sie schnappen, den einen links, den andern rechts, bis mir ein Korkring um den Schädel flog. Auf der Brücke zogen zwanzig Pioniere am Rettungsseil, und als ich glücklich auf den Bohlen kniete, legte man meine fünf Wasserleichen wie Stockfische nebeneinander in die Sonne. Ich wälzte die Körper auf den Bauch, daß jeder sein Fuder Rheinwasser ausbrechen sollte; dann kam ein Dutzend zitternder Sanitäter, die leblosen Kameraden mit den reglementmäßigen Atemübungen an Armen und Beinen zu behelligen. Mittlerweile waren die Offiziere, die mir geholfen hatten, an Land gelaufen, um die Uniformen zu wechseln. Und die beiden Pioniere, die sich immer noch an meine Fähre klammerten, wurden nacheinander mit dem Ringseil eingefangen und auf die Brücke gezogen. Nun waren alle geborgen, die schmalen Leutnants hatten gut grinsen.

Meine Arbeit war getan. Ob die fünf Ohnmächtigen wieder zur Besinnung kamen, mußte die Sorge der andern bleiben. Also torkelte ich nach Mostheim, triefend und keuchend. Am Ufer galoppierte mir der Herr Oberst entgegen, geruhte sogar, sich vom hohen Sattel herab zu beugen, mir die Flosse zu reichen, ich aber bändigte meine Wut nicht länger und brachte den Gaul schon wieder ans Tanzen: Laßt eure Finger vom Rhein, wenn ihr nicht mit ihm umzugehen versteht! Schert euch nach Hause, ihr Sieger . . .!

Ich glaube, ich entleerte mich solchermaßen eine viertel Stunde lang, der Kommandeur hatte seine Hand längst zurückgezogen. Im übrigen wußte ich jetzt, daß ich reif war für Neukaledonien. Dem Obersten fielen die letzten Nudeln aus dem Schnäuzer. Absonderliches Geschick, daß ich immer für Wasserleichen zuständig sein sollte.

Schon stand ein anderer Offizier neben mir, offenbar ein Dolmetscher, er sprach ein ausgefranstes Deutsch: „Eh, Monsieur, der Err General wünschen nur zu danken für gütliche Ilfe — —!"

Das fuhr mir wie ein Knüppel an den Kopf. Der Herr Oberst war sogar ein General? In der Aufregung kannte man das Gefieder der europäischen Vögel nicht mehr. Ich knurrte im triefenden Zustand, die Sache sei in Ordnung. Und holte mir meine Stiefel wieder, klemmte den Rock unter den Arm, sprang auf den Damm: Eva Anker und die Kochmamsell Susanna standen da, händeringend, grün vor Angst: „Herr Himmerod, das war ein ganz hoher General!"

Die Weiber wußten besser Bescheid als ich. Das konnte ein Prozeß vor dem Mainzer Kriegsgericht werden. Ja, es mußte sich ein Gewitter noch entladen, denn die Offiziere scharten sich mit erregten Gebärden zusammen. Bald löste sich der Dolmetscher aus ihrem Rudel und lief mir nach. Ich diktierte ihm, was er verlangte: Name, Stand, Hausnummer.

„Monsieur, das Weitere wird sich finden!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunschfigur.

Eine Weihnachtsgeschichte von Grete Massé.

Kiesel steht in der Bahnhofshalle und wartet auf Charlie Smith aus den Staaten, den großen Smith, heute Alleininhaber der Firma Hindelid Brothers & Smith in Newyork, einst ein biederer Karl Schmidt, Förstersohn aus den schlesischen Wäldern.

Um Kiesel herum flutet die Menge. Obgleich man noch in den Vorweihnachtstagen ist, drängt sie, wie zu Trauben aneinandergeballt, aus den Zügen in die Bahnhofshalle. Nicht angenehm, in diesem Gedränge warten zu müssen, Ausschau zu halten nach einem Charlie Smith, den unterwegs vielleicht die Lust gepackt hat, Weihnachten in einer Hütte des Riesengebirges zu verbringen statt bei Edmund Kiesel, Mitinhaber des Handelshauses Kiesel & Maire. Doch da drückt es sich von rückwärts mit der Gewalt eines sanften Elefanten gegen Kiesels Schulter.

„Haben sich nicht verändert in den sieben Jahren, in denen wir uns nicht gesehen", sagt Charlie Smith aus den Staaten. „Haben damals eine gute Zeit zusammen in Newyork gehabt, Mr. Kiesel. Ist es nicht so?"

Kiesel fliegt herum und Charlies mächtiges Gesicht lächelt wie ein rötlich gesprenkelter Vollmond auf ihn hinunter.

In der Weinstube Hechtlein, dem Bahnhof gegenüber, trinken sie den besten, deutschen Wein. Er macht den großen Smith gesprächig. Charlie plaudert von seinen Leiden und Freuden, deren er ein gerüttelt Maß zu haben scheint, obwohl Kiesel denkt, mit den Leiden könne es nicht so arg sein, wenn man für sein Leben einen so goldenen Hintergrund habe wie Charlie Smith. Und plötzlich kommt auch zur Sprache, daß Charlie, der Witwer, eine zweite Ehe schließen wolle. Doch es komme nur ein Mädchen in Betracht, das den bestimmten Vorstellungen entspräche, die er von seiner zukünftigen zweiten Frau habe.

Kiesel will um deutlichere Angaben über diese Wunschfigur bitten, denn es wird ihm sofort klar, daß der große Pump, den er bei Charlie Smith für die Firma Kiesel & Maire in Angriff nehmen will, gelingen müsse, wenn die Kiesels dem Manne aus den Staaten eine Braut als Weihnachtsgeschenk bringen können.

Doch Charlie kann keine Beschreibung der ersehnten Person mehr geben, denn er ist schon zu bezecht. Auch fraglich, ob er in nüchternem Zustand gewillt wäre, sich deutlicher zu erklären. Susanne muß eben das Werk zustande bringen. Kiesel hat volles Vertrauen zu seiner Frau, daß sie auch die größten Schwierigkeiten zu meistern verstehe.

Susanne erklärt: Charlie Smith solle seine Wunschfigur haben. Möglichst unter dem Weihnachtsbaum. Sie hat zwei sehr junge, zwei sehr hübsche Töchter: Irene und Viktoria. Auch Kiesels Kompagnon hat eine elegante Tochter: Elfriede Maire. Zur Not hält sich Susanne selbst mit ihrer schlanken Gestalt und dem leuchtenden Blondhaar noch geeignet für eine Wunschfigur. Allerdings könnte sie Charlie Smith nicht heiraten. Doch Susanne urteilt: es ist nur wichtig, daß man seine Wunschfigur findet.

Zuerst wandert Susanne in die Küche und sucht einen Verbündeten. Drunten waltet Kläre, Hausfräulein und Köchin und Kleiderausbesserin in einer Person. Kläre versteht: Man bekommt einen Gast, den man bei Laune erhalten will. Sie hat erfinderisch zu sein, als müsse sie in der nächsten Zeit ein Mahl für die Götter zubereiten. Fräulein Kläre übertrifft sich selbst. Doch die verrückten Mienen, mit denen der Gast diesen Göttermahlen zuspricht, bekommt sie nicht zu sehen. Denn ihr Dasein verläuft in den Kellerräumen. Es sind nur besondere Gelegenheiten, bei denen man sie in die oberen Gemächer ruft.

Susanne muß sich eingestehen, ihre Töchter haben bei dem Manne aus den Staaten keinen Erfolg. Er betrachtet und behandelt sie wie Kinder, denen man nette Sachen mitbringt. Fehlte nur noch, daß er Irene und Viktoria mit Puppen beschenkt.

Bleibt die Tochter des Kompagnons: Elfriede Maire, denn Susanne hat schnell eingesehen, daß sie selbst als Wunschfigur für Charlie nicht in Betracht kommt.

Nun — Elfriede Maire ist eine Dame. Man kann sie nicht verulken, nicht mit Kreuzworträtseln plagen wie Irene und Viktoria. Aber es zeigt sich, daß Charlie Angst bekommt vor so viel Damenhaftigkeit. Er wird linkisch. Er zieht sich wie die Schnecke in ihr Haus in sich selbst zurück, wenn Elfriede Maire bei den Kiesels auftaucht. Er denkt an Flucht. Kiesel sieht im Hotel Charlies offene Schranktüren, Charlies halb gepackte Koffer. Erst als Kiesel den Schwur leistet, daß Fräulein Maire nicht die Schwelle seines Hauses überschreiten wird, so lange Charlie dort als Gast erscheint, entschließt sich der Mann aus den Staaten, die Anzüge aus den Koffern wieder in die Schränke zu verstauen.

Nun ist Susanne ratlos. Charlies Laune verschlechtert sich sichtlich. Er langweilt sich. Einem Blinden wird klar, daß man den großen Pump für die Firma Kiesel & Maire jetzt keinesfalls in Angriff nehmen kann.

Der Tag des Weihnachtsfestes rückt näher heran. In den Straßen duften die Tannen. In den Schaufenstern türmen und bündeln sich alle Herrlichkeiten der Welt. Das Fest, das große Fest, senkt sich herab wie ein Stern, der klarer und strahlender wird, je näher er kommt.

Im Warenhaus, in dem Susanne Weihnachtseinkäufe macht, stößt sie mit der Tänzerin Marlice Goeth zusammen. Die Platinblonde gleitet auf der Treppe aus und fällt mitsamt dem Teddybären, den sie an ihren Pelzmantel drückt, Frau Susanne gegen die Brust. Susanne stützt sie mit ihren paketbeladenen Armen so gut es geht. Dann nimmt sie Marlice mit in ihren Wagen und führt sie in Kiesels Haus. Denn jäh ist ihr die Erleuchtung gekommen: Charlies Wunschfigur könne eine Tänzerin sein.

Wirklich scheint Charlie überwältigt von dieser kessen Marlice. Wenn sie ihre Künste zeigt, glotzt der Mann wie fassungslos dieses Gleiten an, dieses Springen, Ducken, Emporschnellen, Schweben, Kreiseln. Doch leider trinkt Marlice zu viel. Der Burgunder, der Champagner erhitzen ihr Blut. Die beschwipste Marlice lacht Charlie nicht mehr an — sie lacht Charlie aus. Und die Witze, die sie im Sektrausch erzählt, sind nicht von feiner Art. Dann wird Marlice die ganze Geschichte zu dumm, und sie bleibt weg.

Der vierundzwanzigste Tag des Monats Dezember kommt und die Kiesels wissen nun: Es ist nichts mit der Wunschfigur. Es ist nichts mit dem großen Pump. Die Tanne im schönen Saal im Erdgeschoß, unter der die Gabentische stehen für die Familie, die Gäste und das Personal, wird mit ihren weißen Lichtern auf keine fröhlichen Gesichter blicken.

Doch siehe — am Weihnachtsabend — steigt zu Susannes Verblüffung die Wunschfigur in Kiesels Haus empor. Sie steigt — wer hätte das geahnt? — aus dem Keller und steht unter der herrlichen Tanne am Geschenktisch. Sie ist von drallem Wuchs, hat glattgestrichenes rabenschwarzes Haar, blanke Augen, einen kleinen, frischen Mund, starke, prächtig gesunde, lachende Zähne und rasche, fest zupackende warme Hände. Sie hat den Namen: Kläre, ist eines Rheinschiffers liebstes, fröhlichstes Kind und alles in allem ein Wesen mit Humor, Lebensfreude und Lebenskraft.

Charlies gelangweiltes Gesicht wandelt sich zum Erstaunen. Wie verklärt blickt er auf das naive, blühende, lachende Geschöpf, das sich unter der Tanne an seinen Geschenken freut. Susanne, schnell begreifend, gibt den Auftrag, Kläre solle an diesem Weihnachtsabend nicht in die Küche zurück, sondern solle bei ihnen im Saale bleiben.

Der Abend wird noch schön. Für jeden auf seine Weise. Für Kiesel in dem Gedanken, daß er nun doch bei dem glückstrahlenden Charlie den großen Pump riskieren könne, für Susanne in dem Gedanken, daß nun das Hetzen und Suchen nach einer Herzallerliebsten für Charlie Smith zu Ende sei. Am schönsten aber für den Mann aus den Staaten, denn er sitzt mit seiner Wunschfigur unter dem Lichterbaum und fragt, ob sie ihm als seine Gattin im nächsten Jahr in seinem Newyorker Heim eine Weihnachtstanne schmücken wolle.

Die Wunschfigur lächelt fröhlich. Man sieht, sie ist sich noch nicht ganz schlüssig, aber das „Ja" auf der Waage wiegt schwerer als das „Nein".

Juliska beweist ihre Tüchtigkeit.

Eine serbische Weihnachtsgeschichte
von **E. Trost-Hohenaschau.**

Im südlichsten Zipfel der schönen grünen Steiermark, da, wo zwischen Mur und Drau die Grenze zwischen Deutschösterreich und Jugoslawien verläuft, hauste auf seinem kleinen, sehr ordentlich gehaltenen Bauernhof der junge Bauer Peter Rokitsch mit seiner Mutter. Von der Gicht geplagt, wie sie war, hatte diese ihrem Einzigen schon mehrmals sehr energisch erklärt, es sei die höchste Zeit, daß man eine junge, tüchtige Frau ins Haus bekomme. Als folgsamer Sohn wandelte der Peter Rokitsch also auf Freiersfüßen, besuchte im Spätherbst, als die Ernte größtenteils eingebracht war, Verwandte und Bekannte in den umliegenden Dörfern und hatte denn auch bald ein ihm zusagendes Mädel gefunden. Nämlich die schwarze Juliska, die hübsche dralle Tochter eines angesehenen Bauern aus einem kleinen kroatischen Dorfe ein paar Stunden jenseits der Landesgrenze. Die Juliska ihrerseits ließ sich die Werbungen des jungen Bauern gerne gefallen und bezeigte durchaus Lust, später einmal auf dem Gute des Peter Rokitsch Bäuerin zu werden. Dessen alte Mutter hatte freilich an der Auserwählten des Sohnes allerlei auszusetzen und meinte skeptisch, man müsse erst einmal abwarten, wie es mit dem Verstand und der häuslichen Tüchtigkeit der Juliska beschaffen sei — worüber sich das Mädel gelegentlich nicht wenig ärgerte.

Schließlich wurde aber doch beschlossen, daß zu Weihnachten das Verlobungsfest gefeiert werden und Juliska mit einem Teile ihrer Verwandten am Christtage zu diesem Zweck auf den Rokitsch-Hof kommen sollte. Obgleich der Peter und seine Mutter deutsch sprachen, war man es auf dem Hofe doch gewohnt, das Christfest auf serbische Weise zu begehen. Denn da unten an der Drau ist es um Weihnachten noch immer sonnig und warm, und zu dem Völkergemisch von Slowenen, Ungarn und Kroaten und seinen buntleuchtenden Landestrachten passen der Badnjak, der Kolatsch und die vielgeliebten Festtagsschnäpse Rakja und Slibowitz auch weit besser als die poesieumwobene Weihnachtstanne aus dem deutschen Winterwald. Die alte Bäuerin ließ es sich also angelegen sein, flaumige Brote in Tierformen zu backen, den Kolatsch, ein ausgesprochenes Weihnachtsgebäck aus Weizenmehl und Wasser, sowie andere slowenische Christtagsgerichte herzustellen, während Peter Rokitsch als künftiger Hausvater sorgsam die Verpflichtung erfüllte, mit eigener Hand die Weihnachtskerze, deren Schatten in der Christnacht nach dem Volksglauben das Schicksal der Familie im künftigen Jahr vorausverkünden soll, zu gießen. Auch legte er alles bereit ,um gleich am frühen Morgen des 24. Dezember den Badnjak aus dem Walde holen zu können, den Eichenstamm, der nach serbischem Brauche unter allerlei altüberlieferten Zeremonien gefällt, nach Hause gebracht und mit vielen feierlichen Segenssprüchen im häuslichen Herdfeuer am Weihnachtsabend verbrannt zu verden pflegt. Die schwarze Juliska aber wollte auch nicht zurückstehen und erbot sich, den Festtagsbraten beizusteuern. „Werd' ich euch bringen ganz was Feines. Sollt ihr sehen, daß ich tüchtig bin“, rief sie noch lachend zurück, während sie bereits leichtfüßig die Dorfstraße hinab eilte. —

Am 23. Dezember hate der Miklos Ivancic, der Nachbar des Peter Rokitsch, jenseits der Grenze einige Geschäfte zu erledigen und fuhr im Laufe des Nachmittags mit seinem Fuhrwerk gerade gegen die Grenze zu, als er plötzlich vor sich auf der Straße die künftige Frau seines Nachbarn erblickte. Die Juliska prangte in ihrem feinsten Feiertagsstaat, im blütenweißen, weitbauschigen und kunstvoll bestickten Hemde und bunten, wippenden Röcken und trug auf den Armen ein gewaltig großes, kariertes Steckkissen, das sorgfältig mit einem dichten Schleiertuch überdeckt war. Eine kleine, über einen Bach führende Holzbrücke bildete hier die Grenze, an der die Zollbeamten Posten standen. Und gerade auf dieser Brücke holte Miklos Ivancic die schwarze Juliska ein.

„Was hast du denn da, Mädel?“ fragte er, neugierig auf das mächtige Wickelkissen deutend.

Juliska lachte, daß man ihre weißen Zähne sah, und drückte das Bündel zärtlich an sich: „Oh nix — is sich bloß Jancziko, mein süßes, kleines Janczikol“ — „Dein Janczikо? Was soll denn das heißen?“ forschte der Bauer höchst erstaunt.

Aber Juliska blinzelte nur spitzbübisch zu ihm empor: „Is sich Überaschung und Weihnachtsgeschenk für meine Peter.“ Dann ging sie, als der Grenzer sie passieren ließ, eiligst ihren Weg weiter.

Miklos Ivancic aber hieb auf sein Pferd ein und sauste in höchster Eile nach Hause. Denn diese seltsame Neuigkeit konnte er unmöglich für sich behalten. Die mußte er seinem Nachbarn, dem er ohnehin nicht recht grün war, doch als Erster beibringen! Eben als Miklos über die Dorfstraße fuhr, trat Peter Rokitsch aus seiner Haustür und rief ihm zu: „He, Nachbar, hast du meine Juliska nicht getroffen?“

„Freilich hab' ich das“, schmunzelte Ivancic. „Aber sie kommt nicht allein.“

„Nein — nicht allein?“

„Nein, sie hat ein großes Wickelkissen bei sich und darin ihren süßen kleinen Janczikо, als Weihnachtsüberraschung für dich“, rief der Bauer lachend und bog rasch zu seinem eigenen Hof hinüber.

Peter Rokitsch stand kopfschüttelnd da und wußte nicht, was er denken sollte. Seine Miene umdüsterte sich aber noch beträchtlich, als eine Stunde später Juliska mit dem Steckkissen auf den Armen die Straße heraufkam und er einsehen mußte, daß der Nachbar die Wahrheit gesprochen hatte. Er blieb, wo er war, sah seiner Juliska finsteren Blickes entgegen; und als sie näher kam, herrschte er sie an, auf das Bündel deutend: „Juliska, was soll das heißen?“

„Wirst du gleich sehen, was das ist“, lachte die Juliska mit blitzenden Zähnen und ging unbekümmert ins Haus. Peter folgte ihr und fragte noch einmal drohend: „Juliska, was soll das bedeuten? Was ist das für ein Kind?“

Das schwarze Mädel aber lachte nur, legte das Steckkissen mitten auf den Küchentisch und begann es aufzuwickeln. Der Schleier flog zur Seite, ein kariertes Kissen, ein rosiges Beinchen kam zum Vorschein, ein Beinchen, das unten einen gespaltenen Huf hatte. Und zwischen all den bunten Betten lag ein friedlich schlafendes fettes — Ferkelchen auf dem Tisch. Peter Rokitsch starrte wie entgeistert darauf. Juliska aber faßte ihn am Haarschopf und lachte: „Na, Peter, schlechte Mann, hast dir natürlich gleich allerhand Böses gedacht, he? Ist aber gar nix Schlimmes, ist unser Weihnachtsbraten, allerschönstes Schweindle, was ich selbst hab' aufgezogen.“

„Warum hast du es denn in ein Wickelkissen gesteckt?“ fragte Peter, der sich erst allmählich von seinem Erstaunen zu erholen begann.

„Was soll ich erst hohe Zoll zahlen? Zoll ist teuer. Hab' ich also Schweindle eingegeben a bissel Branntwein, damit es ruhig ist und fest schlaft, und es im Kissel über Grenze getragen.“

„Warum aber hast du denn zum Nachbarn gesagt, es wäre dein süßer kleiner Janczikо?“

„No — soll ich vielleicht sagen, ich hab' Schweindle im Kissel, wenn Grenzer danebensteht und die Ohren spitzt?“ meinte Juliska entrüstet.

Da lachte der Peter Rokitsch hell auf, umfaßte sein schwarzes Mädel und wirbelte es durch die Küche. Und auch die alte Bäuerin, die hinzugekommen war und die Sache mitangehört hatte, nickte beifällig. Am anderen Abend aber, als der Badnjak im Herdfeuer glühte und die ganze Familie in der mit Stroh ausgelegten Stube beim festlichen Mahle saß, erzählte sie jedem, der es nur hören wollte, wie glücklich und zufrieden sie über die Wahl ihres Sohnes sei. Eine klugere, tüchtigere und umsichtigere Schwiegertochter als die schwarze Juliska könne sie niemals bekommen.



* **Die richtige Quelle.** Dodidel lief aufgeregt dahin.

„Haben Sie schon gehört, jetzt ist auch der Dollar um fünfzig Prozent gefallen?“

„Unsinn! Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Ein Fremder, dem ich gerade meine Dollars verkauft habe.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.